

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 170.

Elbing, den 22. Juli.

1893.

Sturm und Frieden.

Original-Roman von Max Ring.

26)

Nachdruck verboten.

Das Volk stürmte jauchzend mit der schönen Führerin.

Einige Kompagnien Bürgerwehr waren zum Schutz des Gebäudes aufgestellt, aber sie lösten sich allmählich auf.

„Ich werde nicht schießen“, sagte Herr Adolphus Hirsch, der bereits erfahren hatte, daß die Menge das Haus seines Freundes Venda demolirt und für seine Wohnung ein gleiches Schicksal fürchtete. „Ich liebe das Volk. Es sind doch unsere Brüder, meine Herren.“

„Schöne Brüder!“ murkte ein Hofbürstensabrikant, der in seiner Nähe stand.

„Gott, machen Sie sich und uns nicht unglücklich, Herr Meißner,“ flehte ängstlich der Bankier. „Thuen Sie, wie ich und binden Sie ein weißes Taschentuch um das Bajonnet, damit das Volk unseren guten Willen sieht.“

Dieser Rath fand allgemeinen Anklang in der Kompagnie des Herrn Adolphus Hirsch.

Die Bürgerwehr zog, nachdem sie auf diese Weise erklärt, daß sie gegen das Volk die Waffen nicht gebrauchen wollte, ungehindert ab.

Das Zeughaus war von außen entblößt, nur eine schwache Besatzung befand sich in den inneren Räumen desselben unter dem Befehle des Hauptmanns von Razmer.

Man verlangte den Abzug des Militärs. Die Menge schrie und tobte grenzenlos und drohte zu dem Aeußersten zu schreiten. Vierzigtausend Menschen hatten die eine fixe Idee: Entfernung der Soldaten.

Einige handfeste Burschen holten Balken von einem benachbarten Bauplatze herbei, mit welchen sie die festen Thüren einzurennen versuchten. Die Eichenporten hielten Stand. Dumpf, wie ferner Kanonendonner dröhnten die Schläge, welche sich in immer kürzeren Pausen wiederholten, durch die Nacht. Gespenstisch wie ein lebendiges vielbeiniges Ungethüm schwankte der Hebebaum heran und stürzte sich mit stets erneuter Wuth gegen die feste Thür, daß die eisernen Banden trachten und das Gebäude in seinem Grunde zu zittern schien. Das Holz splitterte rings umher, aber die Pforte öffnete sich nicht. Erst

nach wiederholter Anstrengung gelang das Werk. Zertrümmert gähnte der Eingang, durch welchen der wilde Menschenknäuel sich wälzte. Hauptmann von Razmer verließ seinen Posten, verführt durch ein unwahrscheinliches Gerücht. Unaufhaltsam drang das Volk jetzt erst in die Säle ein, wo Waffen für eine Armee aufgespeichert waren. Hier griff ein Arbeiter nach einer Büchse, ein Student nach einem Säbel, ein Knabe nach einer Muskete, die er kaum schleppen konnte. Ein fliegender Buchhändler in der knappen Blouse tauschte seine zerfetzte Mütze gegen einen prachtvollen Stahlhelm ein. Frauen trugen in ihren Schürzen Spitzkugeln und Munition davon. Lucie hielt zwei Ketterpistolen in ihrer Hand.

Das Volk waffnete sich bis an die Zähne. Aber noch schrecklichere Elemente waren in dieser Nacht erwacht. Männer und Frauen in Lumpen gehüllt, mit verdächtigen Physiognomien irrten beim rothen Scheine der Pechfackeln zwischen den aufgestellten Waffen mit gierigen Blicken und spähten nach Kostbarkeiten und Schätzen, welche sie hier verborgen glaubten. Mit dem Beile in der Hand brachen sie die Deckel der Kisten auf und luchten Geld, wo sie nur Blei fanden. Auch dieses wurde von ihnen fortgeschleppt. Gewehre, mit Silber oder Elfenbein ausgelegt, Meisterstücke der Vergangenheit, reizten ihre Begier. Es wurde geplündert und geraubt. Der gemeine Diebstahl war mit dem Volke eingedrungen und hatte das Andenken dieser Nacht geschändet. Die kostbarsten Trophäen, die Siegeszeichen der Nation, wurden mit Füßen getreten, zertrümmert und zerissen, verzettelt und verkauft. Unter den Blündernden befand sich Friedels Bruder. Er hatte die Leiche verlossen, um an dem Sturme ferner Theil zu nehmen. Rache und Gewinnlust trieben ihn zugleich. Sein Schmerz um den Todten war kurz, aber heftig. Jetzt suchte er beim Fackelschein die bezeichnete Kiste. Einige Schläge mit dem Beil reichten hin, den Deckel zu sprengen. Da lagen die eingepackten Zündnadelgewehre vor seinen Blicken. Er griff nach den ersten besten, eilte damit hinaus und fort zu Saulter.

Das Volk setzte bis um Mitternacht die Plünderung fort. Erst der Trommelschlag einiger anrückenden Kompagnien Militärs bewirkte die Räumung des Hauses. Das laute Toben war verstummt, alles still wie zuvor. Der Mond beleuchtete das einsame, verlassene

Gebäude, welches noch vor wenigen Stunden die Scene der wildesten Verwirrung war. Sein bleiches Licht fiel auf die herrlichsten Masken der sterbenden Krieger, von Schläutern in Stein gehauen, die düster großend nieder schauten.

Die Deputirten.

An demselben Abende hatten sich einige bekannte Deputirte in der Wohnung des Obertribunalrathes versammelt. Es waren die Häupter der verschiedenen Fraktionen, aus denen die linke Seite der Nationalversammlung zur Zeit bestand. Wir finden hier jenen lebensvollen, beweglichen Kaplan, der an die galanten Abhäs vor der Revolution erinnerte, den Führer des linken Centrums, ebenso gewandt auf der Tribüne, als in den Salons der schönen Welt, den rheinischen Arzt, dessen organisatorisches Talent von seiner Partei gepriesen ward. Auch sein Königsberger Kollege, berühmt durch einige kleine, aber bedeutende Flugschriften, durfte hier nicht fehlen. Mehrere Juristen, darunter der Staatsanwalt, der durch eine Abhandlung über den Werth der Jurisprudenz als Wissenschaft seinen Ruf begründet hatte, traten der Versammlung bei. Einige schlesische Deputirte, welche vorzugsweise als die Stützen der linken Seite betrachtet wurden, kamen noch später an. Unter diesen befand sich unser Freund, der bereits bekannte Doktor Dörner. Er war auf die Empfehlung der Berliner Demokraten in Schlesien zum Volksvertreter gewählt worden. Sein großes Talent, seine unermüdete Thätigkeit, verbunden mit der höchsten Bescheidenheit hatten ihm in kurzer Zeit eine bedeutende Stellung, sowohl innerhalb der Partei, als nach außen hin verschafft. Er hatte bis jetzt nur selten, aber stets mit dem größten Erfolge gesprochen, und selbst seine politischen Gegner konnten ihm eine hohe Achtung nicht versagen. Die hervorragendste Erscheinung unter diesen Männern, welche sich hier zur gemeinschaftlichen Besprechung eingefunden, war der Wirth des Hauses, der geheime Obertribunalrath selbst. Sein graues Haupt stößte Ehrfurcht ein. Die strengen charakteristischen Züge verriethen einen hohen Ernst, eine republikanische Festigkeit. In seinen Augen glühte eine tiefe Schwärmerei. Seine Sprache war im Beginnen der Rede meist monoton, aber im ferneren Verlaufe erhielt sie eine wunderbare Kraft, eine hinreißende Innigkeit und steigerte sich zum höchsten Schwunge der Beredsamkeit.

Dann wuchs die ganze Gestalt, das strenge Gesicht röhete sich glühend in jugendlichem Feuer. Vor der Märzrevolution schon hatte dieser hochgestellte Beamte in Westfalen, wo er angestellt war, die Lage der ländlichen Bevölkerung vorzugsweise zu verbessern gesucht und dort den ehrenvollen Beinamen des „Bauernkönigs“ aus dem Munde des Volkes erhalten. Als königlicher Beamter strebte er nie nach der Gunst der Machthaber. In ihm lebte das unerschütterliche und unabhängige Rechts-

gefühl, welches den preussischen Richterstand einst besetzt und das einzige und stärkste Bollwerk gegen die Willkür des absoluten Regiments war. Die Behauptung, daß er als eifriger Katholik der protestantischen Regierung gegenüber feindsüchlich gesinnt sei und unter der demokratischen Opposition geheime, ultramontane Zwecke verfolge, erwies sich bei näherer Betrachtung als eine nicht gerechtfertigte Verleumdung. Sein Ehrgeiz, der ihm ebenfalls von seinen Gegnern zum Vorwurf gemacht worden ist, beschränkte sich darauf, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Prinzip der Demokratie zu verwirklichen. Selbst Beamter, haßte er die Bureaucratie, welche er für den Krebsknoten eines freien Volkes hielt. Durch die Erfahrung belehrt, war er der Regierung gegenüber mißtrauisch. Sein Temperament ließ sich oft zu heftigen Ausbrüchen verleiten, zu einer jugendlichen Hitze und Ueberreilung, welche wunderbar mit seinem Alter kontrastirte. Seiner Ueberzeugung war er stets bereit, seinen Rang, sein Vermögen, das Glück seines Lebens aufzuopfern. Er hatte in seinem Charakter etwas Antikes, das an die besten Zeiten der römischen Republik erinnerte.

Die Parteiversammlung, welche sich bei dem Obertribunalrath eingefunden hatte, bezweckte eine Vereinigung der verschiedenen Fraktionen der Linken zum gemeinschaftlichen Handeln. Der Verfassungsentwurf, welchen das Ministerium Camphausen vorgelegt, hatte selbst im rechten Centrum gerechte Mißbilligung erregt. Die erste Kammer mit ihrem Zusatze von acht Tausend Thalern, war von allen Parteien mit gleicher Entrüstung aufgenommen worden.

Der Obertribunalrath begrüßte seine Gäste und wies auf die Nothwendigkeit hin, durch Einigkeit der von allen Seiten drohenden Reaktion zu begegnen. „Ein Ministerium“, sagte er, „muß in einer Revolution handeln; das Ministerium Camphausen hat nichts gethan, was es gethan, wäre besser unterblieben. Es wollte transigiren, so viel erhalten, als irgend thunlich, während doch nothwendig war, alles neu im Geiste des Volkes zu gestalten. Ich habe in diesem Sinne mein Mandat stets aufgefaßt; darnach werde ich handeln; jeznmal geschlagen, wird Vernunft und Wahrheit dennoch siegen. Mein Antrag ist darauf gerichtet, das Land zu beruhigen, welches durch den von dem Ministerium vorgelegten Verfassungsentwurf geradezu beleidigt war.“

„Man muß dieses schändliche Nachwerk ganz beseitigen“, rief der rheinische Arzt mit rücksichtsloser Entschiedenheit.

„Das ist nicht möglich!“ antwortete der Redner. „Wir können nicht den Entwurf verworfen, ohne ihn zu prüfen, und das ließe seine Berechtigung anerkennen. Es bleibt nichts übrig, als ihn an eine Kommission zu verweisen, wo er wie alle übrigen Petitionen und Anträge behandelt wird.“

„Dann wird das Ministerium zurücktreten,“ rief der Staatsanwalt.

„Um so besser,“ bemerkte der Führer des linken Centrums, der sich wohlgefällig auf dem grünen gepolsterten Lehnstuhl wlegte und von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem gegenüberstehenden Trumeau warf, aus welchem seine schöne männliche Gestalt, die selbst in den aristokratischen Damenkreisen Bewunderung erregte, ihm entgegenlächelte. Er sah im Geiste sich bereits mit dem Ministerportefeulle betraut.

Die Versammlung erklärte sich mit dem Antrage ihres berühmten Wirthes einverstanden und jeder Einzelne sagte ihm seine Unterstützung zu.

Ein schlesischer Deputirter, der äußersten Linken angehört, brachte den Adress-Entwurf nunmehr zur Sprache.

„Ich halte jede Adresse für unnöthige Zeitverschwendung,“ bemerkte er mit scharfem Ton. Wir wissen alle, daß diese parlamentarische Form nichtsagend und unbedeutend ist. Man spielt ein Bezirspiel, und uns geizmet es am wenigsten, mit Phrasendreheln unsere Zeit zu vergeuden.“

„Ich halte doch eine Adresse für nothwendig,“ sagte der Kaplan, welcher nach seiner Gewohnheit die goldene Brille, die er trug, bevor er sprach, mit einem raschen Ruck in die Höhe schenkte. „Die parlamentarische Formel, meine Herren, müssen wir berücksichtigen. Jedes Ministerium wird eine Adresse zur Kabinettsfrage machen.“

„Hören Sie den künftigen Minister?“ fragte der schlesische Deputirte mit malitösem Lächeln seinen Nebenmann.

„Wie kann man daraus eine Kabinettsfrage machen?“ fragte der Obertribunalsrath sich eifern. „Warum hat man uns nicht die organischen Gesetze vorgelegt. Keine Gemeindeordnung, kein Gesetz über die Feudallasten, diese Schmach des Jahrhunderts, welche unsere besten Provinzen auslaugen? Die Patow'sche Denkschrift kann hier in keiner Weise genügen. Eins glaube ich versprechen zu können, diejenigen Gesetze, welche uns das Ministerium bkn also ruhig über die Zukunft: denn wir alle wollen, daß die Revolution nun ihre Früchte trage.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Giftmischer in Indien.** Ein amtlicher Bericht, welcher kürzlich an die Regierung der Präsidentschaft Bombay erstattet worden ist, giebt der „Allg. Ztg.“ zufolge der „Times of India“ Veranlassung, einige interessante Bemerkungen über Giftmischerie in Indien mitzutheilen. Arsenik ist das Gift, welches meistens von den Verbrechern ange-

wandt wird. Sie geben ihm den Vorzug, weil es das wohlfeilste aller tödtlichen Gifte ist und man es sich leicht verschaffen kann. Opium ist das nächste; viel seltener brauchen die Verbrecher das Strychnin. Auch zerstoßenes Glas wird mit Nahrungstoffen vermischt und leistet bisweilen die gewünschten Dienste. Es wird am meisten von Frauen gebraucht, denen das Ehejoch zu schwer fällt. Sie zerbrechen und zermalmen zu diesem Zweck ihre Glasknucksachen, Armbänder, Fußbänder und dergleichen. Aber diese Art des Mordes kommt etwas aus der Mode, denn sie führt nicht immer zu dem gewünschten Ergebnis und die Entdeckung wird recht unliebsam für die Frau. Sie findet auch, daß andere Mittel, wirkliche Gifte, neuerdings wohlfeiler geworden, auch ihren oft recht beschränkten Mitteln erreichbar sind. Es wird ein Fall berichtet, in dem eine Ehefrau, von ihrem Geliebten veranlaßt, ihrem Gatten Arsenik in die Speisen that. Er ward schwer krank, erholte sich indeß wieder, und begnügte sich damit, dem Weib und dem Geliebten eine Tracht Stockprügel zu applizieren. Wahrscheinlich erinnerte er sich, daß er dem Weibe Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben.

Unvorsichtig ist der Giftmischer sehr oft. In Dharwar hatte ein Weib sich mit ihrem früheren Liebhaber gezannt. Aber scheinbar, um sich mit ihm zu versöhnen, lud es ihn in ein Wirthshaus ein. Der Mann war im Begriffe, den dargebotenen Trunk zu thun, als sich über den Preis desselben ein Streit mit dem Wirth erhob. Dieser riß das Trinkgefäß an sich und leerte dessen Inhalt in den Behälter zurück, aus dem er genommen. Aber im Trinkgefäß selbst blieb ein weißlicher Bodensatz zurück; das Weib hatte Arsenik hineingeschüttet. Wie es bestraft worden, sagt man nicht. Manchmal sind die Beweggründe der Giftmischer viel weniger verständlich für uns Europäer; es scheint ihnen ein verworrenes religibses Gefühl das Tödtten von Mitmenschen zu empfehlen. Das wäre dem ähnlich, wie bei den Thugs (oder Thags), welche durch Erbrosslung ihrer Opfer operirten, und deren Unterdrückung, seit 1831 der Generalgouverneur Lord William Bentinck ernste Maßregeln gegen sie ergriff, den Engländern so viele Mühe gemacht hat. Es scheint demnach, daß vielmehr nur die Art des Tödtens sich geändert, während das verriickte Motiv, wenn auch in weniger zahlreichen Fällen, noch nicht ausgestorben ist. In einem der Bezirke von Scinde, so erzählt der Bericht, tritt ein Fremder in einen Laden und läßt sich in ein freundliches Gespräch

mit einem Manne ein, den er da findet. Beim Abschied überreicht er diesem eine Schachtel mit Süßigkeiten, die er unter seine Freunde vertheilen möge. Die Folge der Freigebigkeit war, daß fünf Männer und ein Knabe vergiftet wurden, und der freundliche Fremde blieb spurlos verschwunden. Es erinnert das an jenen Kanadier, der im vorigen Jahre in London, nach richterlichem Spruche, gehängt wurde, weil er den Gebrauch hatte, gewissen Frauenzimmern Willen zu geben, welche Strychnin enthielten; sein Motiv war indessen nicht religiöser Natur. Er war eine Art Fanatiker der Sittlichkeit, verband indeß damit auch Habsucht, indem er durch unbegründete Anklagen anderer ganz Unschuldiger Geld zu erpressen suchte. Um von dieser Monstrosität nach Indien zurückzukehren: in Belgaum kehrte ein Knabe aus der Schule heim, ein freundliches Wesen giebt ihm Zuckerzeug, das er mit seiner Schwester und einem anderen Kinde theilt; die Gabe erweist sich als vergiftet. Kinder sind sehr häufig die Opfer. Gewöhnlich ist es „ein fremdes Weib“, das ihnen auf der Straße begegnet, ihnen Zuckerzeug giebt, dann verschwindet. Das „fremde Weib“ erscheint auf beinahe jeder Seite der Berichte, die sich über zwanzig Jahre erstrecken. Selten wird ein Giftmischer bestraft.

— **Die Despotenlaunen altindischer Fürsten** und Fürstenöhne werden in einem Aufsatz des „W. Fr.“ beleuchtet. Eines Tages hatte der Großmogul Jahangir den Einfall, verkünden zu lassen: er wünsche, daß die Damen seiner Residenz Edelsteine auf den Herzogmarkt bringen sollten, und er hoffte, daß die Kavaliere des Hofes diese Steine um jeden Preis kaufen würden. Sein Wunsch war Befehl, und er selbst ging in dieser Beziehung allen andern mit gutem Beispiel voran. Ihm folgend, wurde sein Sohn, der schmucke Prinz Khurram, alsbald durch die hervorragende Schönheit der Gattin Jemal Khans, Namens Arjemund Banu, angezogen, und er fragte sie, was sie zu verkaufen habe? Sie antwortete prompt, daß sie nur einen großen Diamanten besitze und der Preis desselben sehr hoch sei; als der Prinz ihn zu sehen und den Preis zu wissen wünschte, zeigte sie ihm ein Stück feinen und durchsichtigen Kandiszuckers, dessen Form an die eines Diamanten erinnerte, und bemerkte mit schalkhaftem Lächeln, das Kleinod sei 100,000 Rupien (Gulden) werth. Der Prinz zahlte sofort den Preis und ließ sich mit ihr in eine Unterhaltung ein, bei welcher ihr Geist und ihr Wit alle seine Sinne so

vollends berückten, daß er sie schließlich in seinen Palast einlud, wo sie zwei bis drei Tage verweilte. Merkwürdigerweise wurde sie bei ihrer Heimkehr von ihrem Gemahl nicht so gut empfangen, wie sie gewünscht, und als sie darüber beim Prinzen Klage führte, suchte er ihrem gekränkten Gefühl Genugthuung zu verschaffen, indem er befahl, daß Jemal Khan im Elefantenhofe von einem der Thiere zu Tode getreten werden sollte. Doch dem unglücklichen Ehegespons des flatterhaften Dämchens wurde das Glück zu theil, vor seiner Hinrichtung den Prinzen sprechen zu dürfen und ihn zu überzeugen, daß er, Jemal Khan, keineswegs über die seiner Frau widerfahrne Gunst empört gewesen sei, sondern im Gegentheil sich unwürdig gefühlt habe, sie, die sich die Liebe eines Sohnes des Großmoguls erworben, wieder an seinen Busen zu schließen. Der Prinz fand sich durch diese Erklärung bewogen, Jemal Khan nicht nur zu begnadigen, sondern ihm auch ein Prunkgewand und das Kommando eines Reiterkorps von 5000 Mann zu geben und ihn überdies der häuslichen Sorge durch die endgiltige Aufnahme der Arjemund Banu in den prinzlichen Harem zu überheben.

Seiteres.

* **[Was ist stark realistisch?]** Wenn das Comité einer Gemäldeausstellung ein Bild, das Innere eines Schlachthauses darstellend, so natürlich gemalt findet, daß es aus Gesundheitsrücksichten die tägliche Desinfizierung des Gemäldes anordnet.

* **[Nur nobel.]** „Dieser Schmuck kostet 250 Mk., Herr Baron — bei Baarzahlung aber nur 230 Mark!“ — „Glauben Sie, mir liegt an lumpigen 20 Mark etwas? . . . Ich bleib' ihn schuldig!“

* **[Merkwürdig!]** Kadett: „Habe wirklich pyramidales Glück bei Weibern! Kaum habe ich mich auf eine Bank gesetzt, gleich sitzt schon vorher ein reizendes Mädchen neben mir!“

„. . . Selt ich Sie gesehen, Fräulein Amalle, glaube ich nicht mehr, daß die Engel Flügel haben!“ „So . . . warum?“ „Na, Sie haben ja auch keine!“

Verantwortlicher Redacteur: George Spitzer
in Elbing.

Druck und Verlag von J. Gaarß
in Elbing.